

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 17

Artikel: Konzert in Andahuaylas
Autor: Verneuil, Greta de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gut ... Es sei nur eine Zeit des Stillstandes gewesen. Im Momente halte er eine herrliche Affäre in Händen ... Ein grosse Industriezeitung mit Illustrationen ... Viel Geld, ein phantastischer Annoncenvertrag ... Und sein Antlitz belebte sich während des Erzählens! Seine Gestalt straffte sich! Nach und nach ging er zu einem Beschützerton über; so als sässe er bereits in seinem Redaktionsbüro, bat er mich sogar um Artikel!

«Und wissen Sie», fügte er mit triumphierender Miene hinzu, «es ist ein sicheres Geschäft ... ich fange mit dreihunderttausend Franken, die Girardin mir versprochen hat, an!»

Girardin!

Das ist er, der Name, der immer im Munde dieser Visionäre geführt wird. Wenn man ihn vor mir ausspricht, scheint mir immer, ich sehe neue Stadtviertel, grosse, halbfertige Gebäulichkeiten, frischgedruckte Zeitungen mit Listen von Aktionären und Administratoren. Wie oft habe ich nicht schon, wenn es um irrsinnige Projekte ging, sagen hören: «Man muss mit Girardin darüber sprechen ...»

Und auch ihm, dem armen Teufel, war die Idee gekommen, mit Girardin darüber zu sprechen. Bestimmt hat er die ganze Nacht seinen Plan vorberedet, Ziffern addiert. Dann war er ausgegangen, und mit jedem Schritt den er tat, war das Geschäft ihm so herrlich erschienen, dass es ihm im Moment unserer Begegnung ganz ausgeschlossen schien, dass Girardin ihm jene dreihunderttausend Franken verweigern könnte. Und indem er sagte, man hätte sie ihm versprochen, log er gewiss nicht. Er träumte nur weiter an seinem Traum.

Noch während er mit mir sprach, wurden wir herumgestossen und gegen eine Hausmauer gedrängt. Es war auf dem Trottoir einer jener dichtbelebten Strassen, die von der Börse zur Bank führen, gefüllt mit hetzenden und zerstreuten Menschen, die alle ihren Geschäften nacheilten. Aengstliche Ladeninhaber und kleine Börsenmänner mit flachen Gesichtern, die sich im Vorbeigehen Zahlen zuwarfen. All diese schönen Pläne inmitten dieser Menschenmasse mitanhören zu müssen, hier in diesem Quartier der Spekulanten, wo man etwas von der Hast und dem Fieber des Gelegenheits-spieles fühlen konnte, es überkam mich wie ein Schauer des Gruselns, als erzähle einer die Geschichte eines Schiffbruches auf offener See. Ich konnte tatsächlich alles, was der Mann mir erzählte, sehen: seine Katastrophe auf andern Ge-

sichtern und seine strahlende Hoffnung in den verwirrten Augen der andern.

Er verliess mich ebenso rasch wie er mich in sein Gespräch miteinbezogen hatte. Und Kopf voran stürzte er sich in den Strudel der Verrücktheiten, der Träume, der Lügen; all dessen, was diese Leute mit ernster Miene «das Geschäft» nennen.

Nach fünf Minuten hatte ich ihn vergessen, aber am Abend, daheim, als ich mit dem Strassenstaub alles Traurige des Tages abschüttelte, da sah ich dies blasse und vergrämte Gesicht noch einmal vor mir, das Stückchen Brot und die Geste, die die hochtrabenden Worte noch unterstrichen: «Mit dreihunderttausend Franken, die Girardin mir versprochen hat ...!»

Greta de Verneuil

K O N Z E R T I N A N D A H U A Y L A S

«Im Nachbarland herrscht Mord und Brand — Ihre Abreise ist unmöglich, Verehrtester», sagte der Direktor des Hotels in Lima zu Vladimir, dem Pianisten, der, jung noch, schon Weltruhm genoss. Von Gepäckstücken umgeben wartete dieser auf den Bus, der ihn zum Flughafen bringen sollte. Einige Konzerte im besagten Nachbarland waren vorgesehen, doch war dort ein Aufstand ausgebrochen; keinem Flugzeug sei es erlaubt, in der Hauptstadt niederzugehen.

Die Konzerte im übernächsten Land, in der Tropenzone gelegen, sollten erst nach zehn Tagen beginnen. Vladimir zog vor, im kühleren Lima zu warten, statt sich in direktem Flug ins heisse Land zu begeben. Es war Dezember, der Sommer hatte in jenen Breitengraden eben begonnen, das Meer lockte zum Baden. Die Zeitungen verbreiteten die Nachricht von seinem verlängerten Aufenthalt, und

er hatte sich der Besucher und Einladungen zu erwehren.

Eines Morgens wurde ihm gemeldet, ein Senor Don Diego Cabeza de León y Ladrón de Guevara aus dem Andenstädtchen Andahuaylas wolle ihn unbedingt sprechen. Vladimir wünschte diesen ihm unbekannten Caballero nicht zu empfangen, doch wurde ihm gemeldet, dieser sei eine Art Indio, ein Potentat aus der Sierra — den Anden — und solche Caballeros liessen sich nicht abweisen, sie seien es nicht gewöhnt. Neugierig geworden, begab sich Vladimir in die Halle, wo ihn ein schwarzgekleideter, sehr dunkelhäutiger Herr mit vornehmen indianischen Zügen, hochgewachsen und dürr, in Begleitung eines kleinen gedrungenen Dieners erwartete. Der Caballero hatte etwas Stolz, fast Drohendes an sich, das Vladimir beeindruckte. Mit einer feierlichen, fast düsteren Würde wurde er von dem Senor begrüsst, und ohne die in jenen Regionen sonst üblichen Umschweife brachte dieser sein Anliegen vor.

«Das Fest des Schutzpatrons unserer Stadt wird in vier Tagen stattfinden, und meine Tochter Miriam hat beschlossen, Sie aufzufordern, dort ein öffentliches Konzert zu geben. Wir tun dies unserem Heiligen zulieb, nur das Beste ist gut genug für ihn. Ihr Ruhm ist gross. Ich zahle daher Ihr Honorar aus meiner Privatschatulle.»

Mit solcher Ueberzeugungskraft brachte Don Diego sein Anliegen vor, dass Vladimir nicht widerstand — überdies lockte es ihn, endlich einmal so ein geheimnisvolles Andenstädtchen kennen zu lernen. «Ich nehme die ehrenhafte Einladung an», sagte er. «So sei es. Mein Diener Toribio wird mit Ihnen reisen. Er spricht zwar nicht spanisch, sondern nur Quechua, die Indianersprache, doch wird er sie gut führen. Ich selber reise schon heute ab.»

Hätte Vladimir die Einladung angenommen, wenn er gewusst hätte, wo Andahuaylas liegt? Uebrigens, wo liegt es denn? Genau dort und nirgends anders als wo sich die peruanischen Hasen und Füchse — die Vizcachas und die Zorros — gute Nacht sagen, hoch oben in den urweltlichen Anden, nahe der Region, wo diese Berge in den Urwald tauchen.

Die Reise war lang und mühsam. Toribio sass treu und stumm neben Vladimir im Coupé der «höchsten Bahn der Welt», die ihn in zwölfstündiger Fahrt hinauf auf 5000 Meter Höhe brachte und hinunter ins Städtchen Huancayo, das im Eukalyptuswald eingebettet, auf 3400 Meter liegt.

Vladimir litt etwas unter Atembeschwerden und Nasenbluten in der dünnen Luft, doch schlief er gut. Früh am Morgen, es war noch dunkel, führte ihn Toribio in einen Hof, in dem im nächtlichen Schatten ein Lastwagen stand. Es wurde Vladimir bedeutet, zum Chauffeur zu steigen; der Diener nahm auf dem Verdeck Platz, um über die Kisten zu wachen, die den Konzertflügel, in viele Teile zerlegt, enthielten. In letzter Stunde kamen noch einige zerlumppte Indios, die sich mit Sack und Pack ebenfalls aufs Verdeck schlangen. Nun ging die Fahrt los, doch von Zeit zu Zeit hielt man, um noch mehr Indios zu erlauben, auf das Verdeck zu klettern. Vladimir hatte beim Laternenlicht im Hof gelesen, dass der Lastwagen den kühnen Namen «das Puma von Andahuaylas» führte. Der Chauffeur war trotz der frühen Stunde, der grossen Höhe, zum Bersten voll Energie. Er schien im Vehikel das Puma, die Wildkatze, erwecken zu wollen. Obwohl diesem die katzenhafte Geschmeidigkeit abging, war doch das Moment des Rasens, des grässlichen Vorstosses vorhanden. Schwindelhaft tief sind die Abgründe am Weg.

Rasend fuhr man also abwärts, so dass Vladimir Hören und Sehen vergingen, bis man in einem mit Urwaldbäumen bewachsenen warmen Tal ankam — man war auf der geringen Höhe von 800 Metern. Dann aber ging es wieder aufwärts, sausend, im Hui. Dass diesem verwöhnten Virtuosen die abenteuerliche und sicher nicht ungefährliche Reise, die ihn vom Waldtal hinauf auf eine eisige Hochsteppe führte und dann hinunter in das Hochtal von Andahuaylas, ein gewisses Gefallen bot, ist seinem Gefühl für die Natur zuzuschreiben. Er versuchte, die rätselhafte Formensprache der gestuften Felsen zu entziffern oder beim Fahren über die zitternden Brücken die Flüsse zu erspähen, die in der Untiefe rauschten. Das Wetter war unbeständig: bald ergötzte ihn ein tiefblauer Himmel, bald bewunderte er die mächtigen, regenschweren Wolken der Sierra. Die Regenzeit hatte angefangen in den Anden. Schon lag ein grüner Schleier über den Felsen; aus jeder Ritze, Mauer spriesste es, nach langen Monaten der Dürre.

Und nun, nach langer Fahrt, erschien dort unten das weisse Städtchen mit den vielen alten Kirchtürmen im breiten Bergtal. Riesige goldene Abendwolken standen am Horizont, doch hinter ihnen, in der Richtung des Urwaldes, leuchteten Blitze.

Vladimir, müde und gerädert, doch voll fröhlicher Neugier, trat durch ein Tor in den Vorhof von Don Diegos Haus, das einfach und würdig



Nach dem Rennen Foto H. P. Roth

von aussen, innen aber von spanischer Pracht war. Aus dem Prunkgemach traten Don Diego und seine Tochter Miriam. Miriams Schönheit traf Vladimir ins Herz. Den sanften Glanz einer Perle hatte ihr edles Gesicht mit den dunkeln, fliessenden Augen. Ihr Mund glich einer schimmernden Nelke, ihre Taille war schmal wie die einer arabischen Königstochter. Miriam war ein Kleinod, das kostbarste, versiegeltste der Sierra, ganz Andahuaylas sagte es.

Beim feierlichen Nachtessen offenbarte Miriam dem erstaunten Vladimir ihr Programm. Am Vorabend des Festes, wenn die Indos noch nicht betrunken seien, werde er auf einem Podium vor der Kathedrale drei Beethoven-Sonaten spielen, dem Heiligen zur Ehre und Freude. «Wie aber, wenn es regnet?» fragte Vladimir und schaute auf zu den Wolken, die sich nun dunkel über dem Städtchen türmten. «Glauben Sie, dass dies der Heilige zuliesse? Seit meiner Kindheit bete ich zu ihm, nie hat er mir etwas versagt. Und nun, da wir ihn ehren wollen, wird er uns das Fest verderben?»

So wurde am nächsten Abend der Konzertflügel auf das mit Girlanden geschmückte Podium gestellt. Zwar wurden die Tore der Kathedrale, in der die Statue des Schutzpatrons in einem Blätterwald von rieselndem Gold steht, geschlossen, doch würde er Vladimirs Spiel hören können. Am Morgen regnete es ein wenig. Am Abend zuckten wieder Blitze über den fernen Urwaldbergen, doch waren heute die Wolken nicht hell vor dem Einnachten, sondern fast preussischblau im schwefelgelben Himmel. Vladimir war besorgt, doch lächelte ihm Miriam ermutigend zu. Ihr Glaube war unerschütterlich.

Schon sassen die Einwohner von Andahuaylas bis zum letzten — wollte man sich einen solchen Genuss entgehen lassen? — auf der Plaza de Armas vor der Kathedrale, der Klerus und Don Diego und seine Tochter auf Sammetstühlen, der Subpräfekt, der Bürgermeister und ihre Frauen und Töchter, die dunkeln Doctorcitos der Magistratur, die Herren Lehrer, der Apotheker und andere Honoratioren auf Bänken. Hinter ihnen standen die Indios wie Idole, unbeweglich, stumm. Kein Ton war zu vernehmen, als Vladimir — natürlich im Frack — aufs Podium stieg, sein blondes Haar glättete und sich elegant auf dem Klavierstuhl zu rechtsetzte.

Doch, was war das? Plötzlich flutete ein goldgelbes Licht über das Pianoforte und den Künstler

— Miriam hatte sich diesen Effekt ausgedacht! Die «Waldstein-Sonate» hatte sie, in ihrer hellen Klarheit, immer an die Sonne erinnert, die am Morgen über die Berge und Wälder steigt. Sei es nun Miriams Magie, sei es die seltsame Zuhörerschaft, die den Atem anhielt oder gar das goldene Licht — es schien Vladimir, er habe noch nie so beschwingt gespielt. Niemand klatschte, als er die Sonate zu Ende gespielt hatte, doch ging ein Rauschen des Erstaunens und der Ergriffenheit durch die Menge.

Soll es uns wundern, dass blaues Licht ihn bestrahlte, als er die «Mondscheinsonate» spielte? Wie ruhig und traurig, wie erhaben war sein Adagio sostenuto, mit dem träumerischen Ruf des Gis! Dann kam das Allegretto — es schien, das feine Träumen werde von einem Tanz von Bauern in der Ferne unterbrochen. Und dann das Finale, ein Strom von Schmerz, ein Wasserfall von Gefühlen und erneut der Ruf des Gis, fieberhaft nun, aufs tiefste faszinierend. Wieder kein Beifall, wieder ein Rauschen in der Menge. Wie tief hingen nun die Wolken, wie weich und warm war die Luft. Berauscht von dem Ungewohnten, den andinischen Himmel über sich, von roter Glut überstrahlt, spielte nun Vladimir die «Appassionata». Nur wer ihre Klänge im tiefsten Grund seines Herzens sucht, wie es Vladimir tat, wird dieser Sonate gerecht. Sie kam den Leuten von Andahuaylas vor wie der Ausbruch eines Vulkans, aus dem die Töne wie Lavagarben emporschossen und die Luft erfüllten. Vornehm und ernst, dann wieder feurig — ein schmerzlicher Kampf, ruhiges Sinnen, Begeisterung, Sieg! Wie in einem Bann war die Menge, dann ging dort, wo die Indios standen, ein Flüstern über den Platz, als sich Vladimir erhob, um sich Miriam und ihrem Vater zu nähern: «Er ist der Heilige selbst, er hat uns Musik gebracht aus der Höhe.»

Und dann fing ein Klatschen an, wie man es nie stürmischer gehört hatte, doch war es nicht von Menschenhand erzeugt: aller Regen der Anden ergoss sich in wildem Rauschen über die Plaza de Armas!

Als Vladimir nach Lima zurückfuhr, waren die Bergstrassen noch gefährlicher geworden durch die Regengüsse, doch fürchtete er sich nicht. Er dachte an das seltsame, das herrliche Konzert im Andenstädtchen, er dachte an Miriam und ihren Heiligen, und es schien ihm die siebenstufigen, die mit sieben Siegeln verschlossenen Anden hätten ihm etwas von ihrem Geheimnis enthüllt.